

Wissen

Der Soziologe ohne Grenzen

Treffen mit Der Arzt und Anthropologe Didier Fassin schaffte es von der Pariser Banlieue bis an die Elite-Uni Princeton. In der Hoffnung, Leiden nachhaltiger zu lindern, wechselte er von der Praxis der Medizin zur Theorie der Sozialwissenschaften.

Alexandra Bröhm

«Sie hatten mich immer im Blick. Sie wussten, ich fahre einen Peugeot. Sie wussten, wo ich ihn jeweils parkiere.» Das habe ihm ein Insasse durch sein Fenster gezeigt. Sieben Monate verbrachte Didier Fassin in einem französischen Gefängnis. «Mit der Zeit konnte ich die Männer in ihren Zellen besuchen. Ich hatte ihr Vertrauen gewonnen», sagt der Anthropologe und Soziologe. Und mit der Zeit riefen ihn die Wärter sogar, wenn es zu brenzligen Situationen kam. Der Gefängnisaufenthalt war Teil eines Forschungsprojekts. Fassin wollte verstehen, wie das Leben hinter Gittern abläuft und wie sich Inhaftierte und Wärter sozial organisieren.

In andere Welten abtauchen, andere Leben verstehen ist Fassins Passion. Nach Zürich ist er nun gereist, um eine Auszeichnung der Nomis-Stiftung entgegenzunehmen. Der 63-Jährige ist Professor an den Universitäten Princeton (USA) und Paris und Autor zahlreicher Bücher. Sein Werdegang könnte mehrere Leben füllen, die 63 Jahre sieht man dem Franzosen trotzdem nicht an. Ursprünglich hatte er Medizin studiert, arbeitete in Hilfsprojekten in Indien, bildete sich zum Public-Health-Experten weiter, zog Projekte in Tunesien, Ecuador und Südafrika auf, bis er sich den Sozialwissenschaften zuwandte, an der Sorbonne ein weiteres Studium und eine steile Karriere in der Anthropologie anhängte.

Fassin versucht sich anzupassen, auch äusserlich

Für unser Treffen besucht Fassin die Tamedia-Redaktion. Auf dem Weg vom Empfang zum Fototermin bis ins Sitzungszimmer, wo das Interview stattfindet, stellt er gleich mehrere Fragen zum Arbeitsalltag der Journalistin. Fragen stellte Fassin auch im Gefängnis. Und noch öfter war er stiller Beobachter oder hörte zu. Zum Beispiel dem jungen Mann, der gerade eine mehrmonatige Strafe antreten musste, weil er ohne Führerschein gefahren war. Eigentlich kein schlimmes Vergehen, doch mehrere Vorstrafen brachten ihn deshalb zurück hinter Gitter. Dabei hatte er gerade nach langem Suchen eine feste Anstellung gefunden.

Unwohl sei ihm nur zu Anfang gewesen, erzählt Fassin. Geholfen habe ihm seine langjährige Erfahrung auf vier Kontinenten. Man kann sich gut vorstellen, wie er das Vertrauen der schweren Jungs gewann. Interessiert und neugierig, aber höflich und nie anbiedernd wirkt er im Gespräch. «Ich kommentiere nie, was ich beobachte, auch wenn



«Ich kommentiere nie, was ich beobachte», sagt Didier Fassin. Foto: Reto Oeschger

mich etwas schockiert. Verhalte mich ganz normal, wahre aber trotzdem eine gewisse Distanz.» Und er versuche sich anzupassen, auch äusserlich. Viele Monate verbrachte er für ein anderes Projekt bei der französischen Polizei. «Ich kleidete mich wie die Polizisten, trug Lederjacke und Jeans.»

Verstehen wollte er dort, warum es bei der französischen Polizei immer wieder zu Gewaltausbrüchen und Rassismus kommt. «Wenn wir die Gesellschaft verändern wollen, müssen wir

zuerst verstehen, warum Menschen so handeln, wie sie handeln.» Verstehen heisse dabei nicht rechtfertigen. Es sei kein psychologisches Verstehen, sondern ein Verstehen der sozialen Strukturen und ihrer historischen Wurzeln.

Die Anthropologie, das Studium des Menschen, ist ein sehr weites Feld. Knochen, Rituale, andere Kulturen, unsere Frühgeschichte, all das erforschen Anthropologen. Fassin siedelt seine Arbeit näher bei der Soziologie an. «Ich widme mich aktuellen Problemen», sagt er.



Durch seine Arbeit im Gefängnis wollte der Forscher besser verstehen, wie Menschen handeln. Foto: iStock

Das kann das Gesundheitswesen in Senegal, die Müttersterblichkeit in Ecuador oder eben der Justizapparat in Frankreich sein. Dabei geht es ihm nicht um kulturelle Differenzen, sondern um Gemeinsamkeiten. «Wir konzentrieren uns heute viel zu stark auf Differenzen, dabei sind sich alle Menschen doch viel ähnlicher, als wir meinen.»

Die Arbeit im Spital erfüllte ihn schon bald nicht mehr

Bei der moralischen Empörung bleibt Fassin nicht stehen, er möchte mit seiner Forschung ein öffentliches Bewusstsein für Missstände schaffen. Dahinter steht ein langer persönlicher Weg. Am Anfang seiner Karriere trieb ihn der Wunsch an, Leid zu lindern. «Ich sah im Fernsehen einen Bericht über den Krieg in Bangladesch 1971, eine humanitäre Katastrophe», sagt Fassin, der in einem Arbeiterhaushalt in der Pariser Banlieue aufwuchs. Bildung und Bücher gab es in seinem Elternhaus nicht, trotzdem beschloss er nach den schockierenden TV-Bildern, Medizin zu studieren. «Ich war sehr naiv», sagt er und lächelt. Die Arbeit in einem französischen Krankenhaus erfüllte ihn schon bald nicht mehr. Er meldete sich für einen Einsatz in einer Krankenstation im Elendsviertel des indischen Kalkutta. «Es war ein Schock.» Und es habe ihm schon bald die Grenzen der Medizin aufgezeigt.

«Ich konnte immer nur einem helfen, und nach kurzer Zeit auf der Strasse waren die Menschen wieder dem Tod nahe.» Sehr ernüchternd sei es gewesen und habe in ihm den Wunsch geweckt, die Armut an den Wurzeln zu bekämpfen. Also wechselte Fassin zur Public Health. Er reiste nach Tunesien, wo er ein Projekt ins Leben rief, das jungen Menschen mit Herzfehlern eine medizinische Betreuung ermöglichte. «Zuerst glaubte ich, so mehr erreichen

zu können, doch die Ernüchterung kehrte bald zurück.» Es habe ihn immer stärker gedrängt, die sozialen Strukturen hinter der Armut verstehen zu wollen. «Ich wollte nicht immer nur die Folgen behandeln, sondern zu den Ursachen vordringen.»

Doch warum wechselt jemand vom Arztberuf, nahe bei den Menschen, in die theoretischen Sozialwissenschaften in der Hoffnung, mehr zu tun für jene, die Hilfe am dringendsten brauchen? «Ich weiss, es ist ein Paradox», sagt Fassin. «Und ich bilde mir nicht ein, dass ich heute nützlicher bin für die Menschheit.» Längst wisse er, dass seine Wirkung als Einzelner sowieso bescheiden bleibe. Was ihn nicht daran hindert weiterzumachen. Lange Zeit war er auch Vizepräsident der französischen Organisation von Médecins sans Frontières.

Für eine Familie bleibt da kaum Zeit, könnte man meinen. Doch Fassin ist verheiratet, seit langem, auch seine Frau Anne-Claire Defossez ist Soziologin in Princeton. Fünf erwachsene Kinder haben die beiden. Sein Buch «Leben, eine kritische Gebrauchsanweisung» hat Fassin seiner Frau gewidmet, mit den Worten: «Für Anne-Claire, mit der ich fürs Leben eine Gebrauchsanweisung gefunden habe». Seine Bücher bedeuten ihm viel. Als Kind habe er, trotz der fehlenden Bibliothek zu Hause, unbedingt Schriftsteller werden wollen.

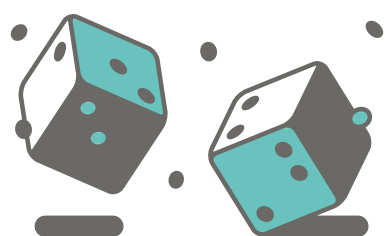
Tatsächlich lesen sich Fassins Forschungsberichte packend, weil sie so nahe am Leben sind. Egal, ob er erzählt, wie er jugendliche Flüchtlinge in Calais besucht oder Aidskranke in Südafrika. Kurz vor dem Abschied, auf dem Weg zurück zum Tamedia-Empfang, möchte er dann noch wissen, wie viele Artikel die Journalistin pro Woche schreiben sollte und wie es sich mit der Krise der Printmedien lebt.

Die Zahl

29 Milliarden Liter weniger Bier

Der Klimawandel hat viele Facetten. Der Meeresspiegel steigt, die Gletscher schmelzen, der Permafrost zieht sich zurück, tiefer gelegene Skigebiete leiden unter Schneemangel, Hitzewellen und Dürreperioden werden stärker und länger, Extremniederschläge nehmen zu, Hurrikane laden grössere Wassermengen ab, Tiere und Pflanzen sterben aus, Krankheiten wie Malaria erreichen neue Gebiete, in gewissen Regionen steigt die Waldbrandgefahr, Hurrikane werden stärker und laden mehr Wasser ab, die klimawandelbedingte Migration nimmt zu.

Manche dieser Konsequenzen treffen uns direkter, andere haben allenfalls indirekte Folgen, manche tangieren uns gar nicht. Auf eine der für viele



Menschen vielleicht am direktesten spürbare Konsequenz des Klimawandels weist eine kürzlich im Fachmagazin «Nature Plants» publizierte Studie hin: Die globale Versorgung mit Bier könnte durch den Klimawandel massiv einbrechen. Wie die Forscher um Wei Xie von der Universität Peking schreiben, werden Hitzewellen und Dürreperioden durch

den Klimawandel zunehmen. Die Folge: Je nach Klimaszenario wird der Ertrag an Gerste bis Ende des Jahrhunderts global um 6 bis 22 Prozent sinken. In vielen europäischen Ländern wie Belgien, Tschechien und Deutschland bricht der Anbau von Gerste in Extremjahren sogar um 27 bis 38 Prozent ein.

Da Gerste ein wesentlicher Bestandteil von Bier ist, wirkt sich das auch auf den Bierkonsum aus. In für den Anbau von Gerste extrem unvorteilhaften Jahren wird der Bierkonsum gemäss den Modellrechnungen global um bis zu 16 Prozent oder 29 Milliarden Liter sinken. Das ist mehr als der Bierkonsum in den USA, der heute bei rund 25 Milliarden Liter pro Jahr liegt.

Regional zeigen sich allerdings grosse Unterschiede. In Japan dürfte der Bierkonsum in solchen Extremjahren von 3,5 auf 2,58 Milliarden Liter sinken, also um rund 26 Prozent. In Argentinien würde der Rückgang sogar 32 Prozent betragen. Mit 4,34 Milliarden Litern wäre der Rückgang in China absolut gesehen am grössten. In Deutschland würden in solchen Jahren 1,2 Milliarden Liter weniger Bier konsumiert. Global hätte das zur Folge, dass sich der Bierpreis in Extremjahren im Mittel verdoppelt. Hart würde es zum Beispiel die Iren treffen. Dort würde der Preis für einen halben Liter Bier von heute rund 2.50 Franken um 4.80 Franken auf 7.30 Franken steigen.

Natürlich sind die Auswirkungen auf den Bierkonsum im Vergleich mit anderen potenziell lebensbedrohlichen Folgen des Klimawandels nicht wirklich ernst zu nehmen. Man könne sogar argumentieren, schreiben die Forscher in ihrer Publikation, ein sinkender Bierkonsum diene der Gesundheit. Dennoch komme dem Bier eine interkulturelle Bedeutung zu. Seit Jahrtausenden sei Bier eine wichtige Komponente sozialer Zusammenkünfte und menschlicher Feste. Daher setze der Einfluss des Klimawandels auf den Bierkonsum den ohnehin schon schlimmen Folgen noch eins drauf.

Joachim Laukenmann